

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 13 (1913-1914)

Artikel: Die Zeitgenossen in der Literaturgeschichte
Autor: Korrodi, Eduard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-749290>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE ZEITGENOSSEN IN DER LITERATURGESCHICHTE

Die ganze Weltgeschichte sei ohne die Literaturgeschichte einer Statue des Polyphem zu vergleichen, dem das eine Auge fehle. So wäre denn, dieser ehrwürdigen Äußerung Bacons von Verulam zufolge, die deutsche Literaturgeschichte das geistige Auge unserer deutschen Vergangenheit. Sie ist es, wenn man diesem Auge erst einmal den Star sticht; denn, die Wahrheit zu sagen, die Literaturgeschichte leidet, sogar sehr, an der verantwortlichen Last ihrer letzten Kapitel, in denen die Zeitgenossen des Geschichtschreibers auf Dornen oder Lorbeeren dem letzten Tribunal der Nachwelt entgegenschwitzen. Und die Remedur? Der Geschichtschreiber entzieht sich selber das Wort an der Schwelle der Gegenwart!

Wie einfach! „Parbleu! einfach unmöglich!“ unterricht mich der Geschichtschreiber. „Wozu wäre alle die Erfahrung eines tausendjährigen literarischen Strebens? Glauben Sie, man kommt den Dichtern nicht hinter die Schliche, wenn man vom Gotenbischof Ulfila bis zum Weltkind Frank Wedekind nicht nur die Herzgrube aller Genies, sondern auch die der Vetter und Basen des Genies durchschaut hat? Wer einmal wie wir im goldensten Gold goldener Zeitalter zu Hause war, dann den schmerzlichen Übergang zum „silbernen“ Zeitalter mitangesehn und die Augenbrauen hoch zog, wenn die „bleierne“ Zeit klimperte, der lässt sich keine immergrünen Lenze und fröstelnden Herbste deutscher Literatur aufschwatzen. Er weiß, ob seine eigene Zeit ein Stoppelfeld oder ein kornwogendes Meer ist. Er weiß es!“ Weil Sie der liebe Gott sind, verehrter Herr Geschichtschreiber? Oder der Tod mit Stundenglas und Hippe, der den Legionen der Mittelmäßigkeit zuröhelt: Die Toten reiten schnell! Aber die Zeitgenossen sind keine Bleisoldaten, sie können reden und glauben nicht, dass ihre Hand *manus dextera Dei* sei, die das Chaos ordnen müsse. Der Geschichtschreiber flötet ein unwiderstehliches Lessingzitat: „Der Name eines Geschichtschreibers kommt nur dem zu, der die Geschichte *seiner* Zeiten und seines Landes beschreibt.“ So muss denn der Geschicht-

schreiber die Rangliste der Zeitgenossen bestimmen; denn jedes ernsthafte Werk zieht im letzten Kapitel Schlüsse. Sollte nun der Geschichtsschreiber, der Leben und Meinungen aller Großväter kennt, nicht auf die lebenden Väter und Söhne Schlüsse ziehen dürfen, die die Prämissen noch solider erscheinen lassen? Wird man überhaupt eine Literaturgeschichte je anders als krebsartig von der letzten nach der ersten Seite hin prüfen? Genug: das Schlusskapitel ist die Prüfung der Zeitgenossen, aber auch des Geschichtsschreibers, der durch jeden Federstrich einem Talent den Taufzettel oder die Grabschrift schreibt. Wie tröstlich zu wissen, dass viele Zeitgenossen die Prüfung rite und sogar egregie bestanden, dass aber die Geschichtsschreiber durchfielen.

Ein leichter Beweis! Man denkt sich in das erste Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts zurück. Wilhelm Schlegel liest vor einem blasierten Berliner Publikum Vorlesungen in hohem Diskant über Geschichte der Literatur. Trotzdem Goethe und Schiller seine Zeitgenossen sind, scheint es ihm töricht, von einem „goldenen“ Zeitalter zu reden: „Was die Poesie betrifft, so habe ich schon öfters geäußert, dass ich das meiste, was die Deutschen in der letzten Periode verehrt haben, *für durchaus null* halte.“ Es ist ja bekannt, dass der Sohn Wielands schon um 1810 herum seinen Vater nicht mehr für einen Dichter hielt. Die Romantiker glaubten, die Blütezeit liege nicht hinter, sondern vor ihnen. 1812 beginnt im Tanzsaale des römischen Kaisers in Wien Friedrich Schlegel seine Vorlesungen in Anwesenheit von neunundzwanzig Fürsten, die über die Literatur der Gegenwart hören dürfen, dass „sie noch alle die großen Erwartungen erfüllen werde, welche sie bisher mehr nur lebhaft *angeregt* habe, als vollständig zu befriedigen vermochte“. Also, die Klassiker dürfen etwa in der Auffassung Schlegels die Bruthennen der kommenden größeren Talente sein. Nichts mehr! Die Schlegel meistern die schöpferische Kritik, aber die Literaturgeschichte „erfanden“ sie nur, um ihren romantischen Doktrinen eine vorteilhafte Basis zu geben. So gewiss der romantische Optimismus die Leistung der eigenen Zeit aufbauschte, so gewiss hat der katzenjämmerliche Pessimismus der dreißiger und vierziger Jahre sich unterschätzt. Gervinus hat seinem Meisterwerk, der *Geschichte der poetischen Nationalliteratur* einen Schluss gegeben, der das ganze Werk desavouiert. Kaum schwebt

uns am Ende des fünften Bandes das dankbare Wort Dantes auf den Lippen: „Tu sei maestro e guida!“ zieht man es reuig zurück beim Urteil über die zeitgenössische Dichtung, „die ganz auf dem Wege sei, auf dem in der Reformation die Religion ins Wüste und Wilde geriet“. Widerwillig legt er den „ungesunden Literaturkörper“ auf den Sezertisch und verordnet ihm absolute Ruhe. Eine Schonzeit des poetischen Geistes — lucida intervalla! Er verbietet seiner Zeit, sich um faustische Probleme zu kümmern und gesteht großmütiger als Gottsched: „Ich bin nicht so prosaisch, unserm Vaterlande eine zweite große Dichtungsepoke zu missgönnen.“ Mit Recht hat später H. von Treitschke diesen Mann ein wenig am Barte gezupft und ihm gesagt, seine Kritik der Dichter bestünde darin, dass er immer vom Feigenbaume Datteln fordere. Seine Literaturgeschichte hat wenigstens durch die Prophetie auf den kommenden Mann des deutschen Reiches, auf Bismarck, den griesgrämigen Schluss verschleiert. Aber fast ein Jahrhundert vor ihm hat unser Jakob Bodmer seinen unbeholfenen Versuch einer Literaturgeschichte in Alexandrinern mit einem kühneren Katzensprung in die Zukunft beschlossen. Er forderte von seiner Zeit das große epische Genie, das bereits auf den Bänken Schulpfortas rutschte: Klopstock. Diese Prophetie war entschieden wertvoller — für eine Literaturgeschichte.

Durch alle Auflagen von 1844 bis zum Jahre 1881 verabschiedet der konservative Vilmar sich mürrisch von der eigenen Zeit, einer „Periode der Abnahme der poetischen Kräfte“. „Dass aber ein gänzlicher Verfall unserer Dichtkunst drohend bevorstehe, . . . wage er nicht zu behaupten.“ Welch tröstliche Prognose für die Zeit Mörikes, Kellers und Storms! Und diese Zeit war schon da, als wieder ein Geschichtschreiber, Robert Prutz, 1859 seufzte: „Wir ergeben uns darein . . . die Saat (der Literatur) ist längst geschnitten.“ Heines Musterung der Zeitgenossen in der *Romantischen Schule* ergab das verblüffende Resultat, dass eigentlich nur — Heinrich Heine als Dichter übrig blieb.

Wenn die summarischen Urteile so in die Irre gehen, wie wird es erst um die Erkenntnis der Nüancen, also der einzelnen Dichter stehen? Ohne in Beweisen wühlen zu wollen: es sollen doch einmal Urteile geschichtlicher Würdigung der Zeitgenossen an den Spieß!

Ich beginne mit Wolfgang Menzel, der schon gegen Lessing, dessen *Nathan* er einfach „skandalös“ nennt, gepöbelt, sich um Goethes willen heiser geschrien hat, so dass er, in seinen Urteilen der neuesten Literatur kurzatmig genug, nur noch zu Zensuren kommt. Zum Beispiel: „Sehr schön ist Kleists *Prinz von Homburg*“. „Das Lustspiel *Der zerbrochene Krug* ist unbedeutend“. „Grillparzer wagte sich an antike Stoffe: *Sappho, Medea, Hero und Leander*, aber ohne Geist mit sentimental Phraselogie, wie auch seine Oper *Melusine*. Auch sein *Ottokar* ist nur eine Ovation für die habsburgische Dynastie, sein *Der Traum ein Leben* nur Nachahmung eines französischen Stückes.“

Um bei Grillparzer zu bleiben: Gervinus verantwortet Grillparzer mit Werner und Houwald zusammen für den Verfall der deutschen Bühne. Der „geistreiche“ Vilmar hat für Grillparzer nur eine tadelnde Zeile. Für Mörike nicht einmal eine: „Mayer, Gustav Pfizer, Mörike und viele andere“ heißt die bedeutungsvolle Wendung Vilmars; so erscheint meist der wirkliche Dichter nur als einer unter vielen Sternen in der Milchstraße! Lyriker werden fast immer nur in Massenquartieren untergebracht. Wer kennt K. J. Schuler, Fr. W. Rogge, Georg Schirges, Rudolf Kulmann, A. G. Lindenberg? Auf der selben Seite, auf der diese Mittelmäßigkeiten begönnert werden, erscheint der Satz: „Bilder aus den Schweizergebirgen enthalten die Gedichte von Reithard (1842) und von Gottfried Keller (1846), die letztern jedoch gemischt mit politischen Exkursen.“ Arm in Arm marschieren in der Literaturgeschichte wie zur Strafe alle jene, die sich im Leben als feindliche Brüder begegnen. Und der selbe Menzel, der die Gurgel des Kuckucks von der Kehle der Nachtigall nicht unterscheidet, wimmert über die poetische Superfötation seiner Gegenwart, hilft aber durch sein Lob der runden Nullen selber mit, dass die Muse sich nicht zu malthusianischen Prinzipien entschließt. Man vergleiche, wie zwei Zeitgenossen, von denen der eine vergessen worden, in der Literaturgeschichte gewürdigt wurden. Achtzehn Seiten widmet Robert Prutz Max Waldau, in dem „die Zukunft den Vorläufer ihrer größten und edelsten Namen stets mit Achtung und Teilnahme nennen wird“. Was will da alles Lob über G. Keller, von dessen Novellen man erstaunt erfährt: es herrsche in den *Drei gerechten Kammachern* und in *Spiegel*

dem Kätzchen ein *erzwungener* und unnatürlicher Humor, der an das alte bekannte „kitzle mich, damit ich lache“ erinnert. Diesen selben Waldau himmelt R. Gottschall an:

Wenn Dichter von solcher Lebenskraft, solchem geistigen Reichtume, solchem weltoffenen Sinne, Produktionsrange und unverwüstlichem Humore wie Waldau, in der Jugend sterben, so macht dies den untröstlichen Eindruck einer durch vulkanische Explosion verschütteten Gegend mit üppigen Lenzhoffnungen und unvollendeten Prachtbauten.

Fünf Seiten über Waldau, nicht fünf Zeilen über G. Keller, „der auch als *harmloser* Liederdichter viel Liebliches geschaffen hat“. In ein Massengrab wirft er den wertvollen Namen G. Kellers. Soll ich Moral pauken und den verblichenen Schatten Gottschalls nachrufen: „Wer andern eine Grube gräbt . . . etc.“ Das war in den fünfziger Jahren — für Gottschall ein mildernder Umstand; aber wenn im achten Jahrzehnt Heinrich Kurz in seiner wohlbeleibten Literaturgeschichte von G. Keller behauptete, die Neigung, *sich in Phantasiegebilde zu verlieren*, gereiche ihm zum Nachteil, wenn Robert Koenig, der seine Literaturgeschichte neben der Hausebibel in jedem Bücherschrank wiederfinden möchte, G. Keller im Jahre 1879 mit den Worten würdigt: „G. Keller, 1819 zu Zürich geboren, wo er noch lebt“, wenn dieser selbe „König“ alle schreibenden Gouvernanten und Komtessen „liebevoll“ hätschelt, wird man nicht mehr zweifeln können, dass die Literaturgeschichte in der Sünden Maienblüte stand. Gottfried Keller hat Heinrich Kurz, der über den unsittlicher als Boccaccio erscheinenden Gedichten Mörikes die Augen gen Himmel schlug, mit dem Wort „Literurneger“ erschöpfend gewürdigt.

Diese Literurneger haben ein halbes Jahrhundert lang auf Fr. Hebbel mit großmütiger Gebärde verzichtet. Zwischen W. Menzels Urteil über *Maria Magdalena* — „eine Kriminalgeschichte, aber ohne Poesie“ — und R. Koenigs Meinung: Hebbel hätte *Maria Magdalena* ebenso gut ein „Schauerstück“ nennen können, liegen die ehrlichen Missverständnisse des geistreichsten Literaturgeschichtschreibers seines Zeitgenossen, Julian Schmidts. Entschuldbar bleibt es, weil Hebbel nur von einem zweiten Dichter, von Henrik Ibsen, so begriffen werden konnte. Aber dass sogar auf durchsichtige Begabungen wie Gotthelf und Freytag die Literaturgeschichte keinen Wert legte, zeigt ihr geradezu tragisches Be-

streben, mit Ausschluss der wirklichen Talente die Geschichte der Eintagsfliegen zu schreiben.

Robert Prutz schrieb über Gotthelf ein so verranntes Urteil, dass ich es ungern in der Studie G. Murets über *Gotthelf und Deutschland* vermisste: „Als Dichter wird eine spätere, unbefangene Zeit, die von der gegenwärtig grassierenden, einseitigen Vergötterung der Dorfgeschichte geheilt ist, ihn nicht mehr kennen.“ — Heinrich Kurz, der die Entwicklung des Kaufmannsromanes nicht erlebte, hat Freytag glatt abgelehnt: „Wenn sich je ein bedeutendes Talent in seinen Stoffen vergriffen hat, so ist es Gustav Freytag, denn die Philisterhaftigkeit kann doch höchstens den Stoff zu einem komischen Roman abgeben, und dies soll doch weder *Soll und Haben* noch *Die verlorene Handschrift* sein.“

Die Geschichte ist wirklich die vorzügliche Lehrmeisterin, die leider nur keine Schüler hat; denn sonst würden unsere Literaturgeschichten minder keck die Zeitgenossen stempeln, sondern eher die wirklich entscheidenden Former und Ideenträger der Zeit erkennen wollen. Wem in dreißig Jahren R. Riemanns tüchtiges Werk in die Hand fällt, wird keinen Carl Spitteler darin finden; wer in zwanzig Jahren Eduard Engels Literaturgeschichte die Versicherung glaubt: „Das Herz des Literaturgeschichtsschreibers schlage allemal da höher, wo die Purpurstandarte der Jugend im frischen Wind flattere,“ wird erstaunt sein von der damaligen literarischen Jugend der Schweiz nur die Namen Walter Siegfried und Gustav (!) Heer durch sie zu erfahren. Schlägt der verblüffte Leser in der Not dann R. M. Meyers *Deutsche Literatur im neunzehnten Jahrhundert* auf, so mag ihn das die Schweizer in einen Satz verpackende Urteil: „Eine ganze Reihe junger Talente teilt mit Zahn mehr die gleiche Schule und Richtung als die Anlage: Felix Moeschlin, Paul Ilg, oder der bittere Menschen-schilderer Hermann Kurz“ bass verblüffen. Das Schicksal aber bewahre ihn vor eines Herrn E. Howalds Werk, der an der „hyperoriginellen Erscheinung Carl Spittelers von schwer bestimmbarer Eigenart“ vorüberschleicht, um sich bei Otto Sutermeister behaglicher einzufühlen, und der G. Hauptmann einen „Zug nach Höherem“ zuerkennt und mit solcher Orakelei glaubt seiner Darstellung „Relief gegeben zu haben“. Wenn aber der späte Leser

gar über den wackeren Schwaben Ludwig Finck als einzige Charakteristik erfährt: „Ludwig Finck schwimmt in Rosen“, weil er den *Rosendoktor* schrieb, so mag er diesen Witz einem Universitätsprofessor verzeihen, der ihn aber Blumenthal und Kadelburg nie entschuldigt hätte.

In der Tat! Diese Würdigungen der Zeitgenossen sind nur Verkittungen von Namen; Kürschnersche Literaturkalender, in denen die Namen mit unverantwortlichen Epithetis behängt werden. Ein Schläuling meint gar Geschichte geschrieben zu haben, wenn er die Biographien seiner Mitlebenden klatscht, als ob denn eine Summe von Biographien Historie wäre.

Wilhelm Scherer hat 1874 (*Vorträge und Aufsätze*) behauptet: „In der Literaturgeschichte von 1920 wird man bequem die Namen der Dichter, Philosophen, Historiker, Philologen aufschlagen, in deren Händen um 1870 die Fortbildung der Poesie und Geisteswissenschaft ruhte. Wie wenig aber ist den Zeitgenossen darüber zu wissen vergönnt.“

Wollen wir dem Scharfsinn unserer Zeit ein Distanzurteil auf zwanzig, dreißig Jahre wenigstens zutrauen, dann dürfte die Literaturgeschichte mit den ziemlich bestimmten Profilen der achtziger Jahre abschließen. Sie könnte wenigstens in dem beruhigten Gefühle leben, die ins Kraut geschossene Literatur von den wirklichen Persönlichkeiten geschieden zu haben. Um 1840 steht erst für den Historiker Gervinus das zu würdigende Personal der Romantik ganz fest. Um 1870 das des Jungen Deutschland. Gewiss scheint uns die Periodisierung der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in Empfindsamkeit, Sturm und Drang und klassische Richtung heute sehr klar; ich zweifle aber, ob Lamprecht diese triadische Gliederung schon den Zeitgenossen Schillers zusprechen konnte. Wie schwer aber hält es, die leisen und leisensten Schattierungen zu beachten, die wirklich nicht so leicht zu schildern sind wie alle Übergänge von der Kerze bis zur Glühbirne. Gälte es in der Würdigung der Gegenwart nur einen Querschnitt durch eine Generation! Aber eben Anziehung und Abstoßung verschiedener Generationen ergeben das literarische Leben. Da der Geschichtsschreiber fast immer der ältern Generation angehört, erlebt er nur mit Reserve diejenige Generation, die zum Umlernen zwingt. Wie hahnebüchen die Generations-

lehre auf die Literaturgeschichte übertragen wird, sieht man aus Werken, in denen das Geburtsjahr — zum Beispiel 1813: Hebbel, Ludwig, Wagner — für die Zugehörigkeit einer Generation entscheidet. Wenn man das Problem der Generationen für die Literaturgeschichte fruchtbar machen will, soll man zu Balzac, zu den Russen, zu Thomas Mann in die Schule gehen, die den Typus der Geschlechter und seiner kontinuierlichen Veränderung mit den feinsten und reinlichsten Instrumenten der Sprache erfasst haben, so dass man beinahe versucht wäre, diese Dichtungen Wissenschaft — und die Literaturgeschichte Dichtung, viel Irrtum und ein Fünklein Wahrheit zu nennen.

ZÜRICH

EDUARD KORRODI



NEUE GEDICHTE VON WILHELM v. SCHOLZ

Das Bedeutsame und die Einheit dieses Buches¹⁾ erstehen aus dem Gefühl der Zeit, das im Dichter über alles andere mächtig ist. Der Glanz der Dinge erstirbt vor dem Gedanken des unerbittlich Vergänglichen; „dies Fließen, dies Verwandeln“ hebt die Realität des Geschauten auf. Einzig der Geist ist das Wirkliche, denn er durchglüht das Vielverworrne und klärt das Jetzt zu zeitloser Gültigkeit. So fühlt er sich dem Außer-Sinnlichen, dem All verbunden und gelangt über die schmerzlich deutliche Erkenntnis, dass wir nur Bilder sehen, nur Schein und Schatten, ahnend zum Ewigen.

Aus dieser Einstellung ergibt sich das merkwürdige Verhältnis von Verstand und Gefühl: eine intellektuelle Mystik, eine reine, hohe Leidenschaft, zum Letzten emporzudringen. Und das Reich der Scholzschen Lyrik ist durchmessen, wenn gesagt wird, dass sich zur schwermüdig erhabenen Meditation über Leben und Welt, zum Kampf des Geistes mit dem Stoff — derselben Sehnsucht nach dem Außerzeitlichen entspringend — die Harmonie findet in der Poesie der Stille. Da verwirken sich der Unendlichkeitsdrang und die Kunst des Schauens zum tiefen Stimmungsbild. Was über diese beiden Pole hinausgeht, entbehrt einmal des Geistigen und damit bei Scholz des Persönlichen („Bergjahr“) und wird zur Deskription („Märztal“) oder zur bloßen Dekoration („Rauch“), zum andernmal des Gegenständlichen und wird abstrakt („Wandel und Wiederkehr“).

Durch eine Reihe von Motiven erneut er das Schweigen der Natur zum Wunder und macht das Unbegrenzte, Maßbefreite, Kosmische fühlbar durch das Hereindämmern ferner Geräusche, durch magische Horizonte, durch Dunkel, Schweben und alle Geheimnisse der Einsamkeit. Ein Phä-

¹⁾ München 1913, bei Georg Müller.